

Livia kämpft mit der Finsternis [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LIVIA

Kämpf mit der

Finsternis

Eine seltsame Kleinstadtgeschichte
von Caren

6. Fortsetzung

Er brachte ganze Nächte damit zu, sie zusammenzusetzen, zu ergänzen, eine verwitterte Inschrift zu entziffern. Sein Geist versank dabei in fernste Vergangenheiten — die ihm vertrauter und gegenwärtiger geworden waren als jede Gegenwart. Uxmal — palenque — Clichen-Itza ... Die glühenden Ruinen bevölkern sich. Akajoufarbige Gestalten mit bizarren Vogelprofilen: Götter-Könige im Nimbus ihres ungeheuren Federschmuckes, klirrend von Juwelen; blutige Priester mit schleppenden Mänteln und langen Opfermessern aus Feuerstein; kupfergepanzerte Krieger, Magier, Dämonen und Ungeheuer — die ganze phantastische Erscheinungswelt einer raffinierten und barbarischen Kultur ersteht vor dem inneren Auge des Forschers. Sein Blick bekommt etwas Bohrendes, eine brennende Starrheit. Die Lippen unter dem dünnen schwarzen Indianerbart murmeln Worte einer fremden Sprache, die wie verborgen gurgelndes Wasser klingt ...

Plötzlich erhebt er wie erwachend den Kopf. Seine von der starken Lampe geblendeten Augen suchen erschrocken den dämmrigen Winkel, wo das Ruhebett steht.

„Weiter, Malintzin — warum singst du nicht?“

Das Verstummen der kleinen müden Stimme dort drüben war ihm jetzt erst bewusst geworden.

Die Frau auf dem Lager hatte längst zu singen aufgehört. Das lautenartige Saiteninstrument war ihren Händen entglitten und ihr zurückgesunkenes Gesicht im Rahmen der schwarzen Zöpfe war wie erstarrt in einem schweren, schrecklichen Schlaf. Ein seltsamer Kopfpfutz aus kleinen Meermuscheln und kunstvoll zusammengefügte grünen, orange-gelben und scharlachroten Federbüscheln gab diesem wie aus fahlem Wachs geformten Gesicht etwas von der faszinierenden Unwirklichkeit einer kostbaren Schaupuppe. Die buntgestickte Jacke stand auf der Brust etwas offen und entblößte ein kleines goldenes Kreuz, das im zuckenden Schein einer offen brennenden Oellampe sekundenlang aufblitzte und wieder erlosch.

Der Blick des Gelehrten heftete sich wie gebannt an das christliche Symbol. Eine ferne Erinnerung taucht in ihm auf, ein fast schon verblasstes Bild: Malintza, mit diesem Kreuz um den Hals, wie sie ihm als Fünfzehnjährige im Sprechzimmer des Klosters von Guadalupe entgegentrat, in ihrem langen weissen Kleid und den Kranz aus weissen Pompons auf dem artig gescheitelten schwarzen Haar — flankiert von zwei ihrer Kolleginnen, zwei kleinen Indianitas, weissgekleidet, goldhäutig und schüchtern lächelnd wie sie. Und wie er sie fast nicht wiedererkannt hätte, weil er sie ganz anders in Erinnerung hatte: als wildes Mädchen, als die kleine, schwarzäugige Kazikentochter, als die er sie vier Jahre zuvor diesem Kloster zur Obhut übergeben hatte, wo man aus der kleinen Wilden ein gesittetes Fräulein machte, eine spanisch zwitschernde Señorita, die lesen und schreiben konnte und Musikstunden nahm und auf die Namen Juana Rosa getauft war.

Juana Rosita! ... Nicht mehr Malintzin vom heiligen Stamm der Huichol-Indianer, die mit dem Winde sprachen und zu den alten Göttern betete. Malintza, die „Molkewolke“, in deren Adern noch unvermischt das Blut der grossen Moctezuma floss ...

Wie hatten diese vier Jahre sie verändert! Sie, die noch nicht an die Hüfte reichte, als sie schon mit ihm die Jagd lief, treu wie sein Schatten, Spürhund und Pfänder zugleich.

Die jede Wildspur kannte und jeden Vogelruf, die Regen witterte und den Schnee roch, ehe noch die kleinen Wolke den Himmel trübte ...! War es nicht ein Verbrechen dieses freie und edle Naturwesen in den Käfig der Zivilisation zu sperren? Oft hatte ihn diese Frage gequält. Was hätte er anderes tun sollen damals, als er nach seinem jährigem Aufenthalt bei den Huichols dem weltfernen Bergdorf den Rücken kehrte für immer und sie ihm nachgelauert kam, an die zwanzig Meilen weit, auf ihren harten kleinen Indianerbeinen, halbtot vor Hunger, und verlangend dass er sie mitnehme zu den „weissen Leuten“ und sein „weissen Gott“? Was macht man mit einem zugelaufenen Kind von elf Jahren, einem Mädchen gar, wenn man Hängematte und Moskitonetz auf dem Rücken ein raues und zielloses Wanderleben führt, wie er? Es wieder zurück zu bringen, ist zu beschwerlich. So nimmt man es eben und steckt es ins nächste Kloster, wo es einem gezähmt und gewaschen und abgerichtet wird und wo man es nach ein paar Jahren wieder abholen kann — gegen ein Lösegeld und mit dem Trauring am Finger.

Und dann? Und später ...?

Kandlers Gedanken verwirrten sich. Er fuhr sich dem Handrücken über die feucht gewordene Stirn und horchte angestrengt in die Stille. Kein Laut. Kein Atem. Nichts als das leise Singen des Oels in der Lampe ...

Diese Stille bekam etwas Polterndes. Sie war wie ein Abgrund. Wie die unheimliche Tiefe jener Opferbrunnens in die man hinunterblickt wie in den Tod — — —

Von jäher Angst gepackt, stürzte Kandler zu dem Ruhebett und beugte sich über die Schlafende.

„Malintza!“ Erschrak er fast. Er schüttelte ihre schmalen Schultern. „Wach auf, Malintza. Du sollst nicht schlafen. Hörst du mich?“ Seine Stimme überschlug sich vor Aufregung.

Die langen schweren Lider der Frau hoben sich willig, wie unter hypnotischem Zwang, und ihr blosser Mund murmelte eine verstörte Antwort. Kandler richtete sie auf. Er stützte ihren Rücken mit Kissen und drückte ihre kleine Laute in die erschlaffte Hand.

„Singe, Malintza“, bat er drängend. „Ich kann nicht arbeiten, wenn du nicht singst.“

Und als sie nach einem schwachen Versuch, ein paar Akkorde anzuschlagen, aufs neue, von Müdigkeit befallen, die Augen schloss, geriet er in eine irrsinnige Wut. Er schleuderte das herabgeglittene Instrument mit dem Kopf weise beiseite. Er packte ihre schmalen Handgelenke und drückte sie hoch.

„Steh auf! Du sollst nicht hier Tag und Nacht so liegen. Ich verbiete es dir! Ich — — —“

Jorellensstube

Herrengasse 25 (Casino)

Sein Zorn brach sich an ihrem Blick, diesem ruhigen, ernen, unzugänglichen Indianerblick. „Du weisst, dass ich dich brauche, Malintza“, sagte er leiser und fast demütig. „Ich muss deine Stimme hören. Ich muss wissen, dass du bei mir bist. Wozu habe ich dich? Du darfst nicht so weit ortgehen von mir.“

Malintza lächelte. Etwas wie weiser Spott war in diesem Lächeln. „Bald gehe ich noch weiter fort“, sagte sie in ihrer leisen, dunklen Indianersprache.

„Wohin?“

„Sehr weit. Zu den grossen Winden. Dahin, wo alles ungeht und alles beginnt.“

„Und was wird aus dir?“

„Wer weiss es? Ein Stern vielleicht. Oder ein Zwischenraum zwischen den Sternen. Oder ein Rauch über den Bergen ...“

Sie lächelte wieder. In ihren schwarzen Augen glitzerte ein stiller Triumph. Kandler hatte sich zu ihr auf den Rand des Lagers gesetzt und hielt ihre Hand, die sich eisig anfühlte, trotz der Wärme im Zimmer.

„Wer hat dir das eingeredet, dass du — fortgehen musst?“ forschte er misstrauisch. „Die Doktora von Brüben vielleicht?“

Sie machte eine vage Gebärde der Verneinung.

„Der Vogel Voh hat mich gestreift“, murmelte sie abgewandt.

„Der Vogel Voh?“ Kandler richtete sich interessiert auf. Sein Forscherinstinkt witterte sofort einen neuen Stoff für seine Märchensammlung. „Was ist damit? Erzähle, Malintza“, drängte er sie.

Immer wieder wusste sie Geschichten, die er noch nicht kannte, uralte Legenden, deren Ursprung noch älter sein musste als die Chilam Balam, das heilige Buch der Majas. Der Vogel Voh ...?

„Es ist der Vogel des Todes“, sagte Malintzin. „Er ist braun und ganz klein, kleiner als eine Heuschrecke. Ich sah ihn fliegen eines Nachts, da der Mond am höchsten stand. Ich bückte mich und warf eine Handvoll Erde nach ihm. Aber es war zu spät. Er flog über mich hin gegen den Mond, und sein Schatten streifte mich. Das macht, dass man sterben muss.“

Sie verfiel in ein langes Schweigen und starrte mit einem äusseren, verzückten Lächeln ins Leere. Die unruhig wehende Ölf Flamme der Lampe spiegelte sich in ihren schwarzen Tieraugen und entlockte den kleinen farbigen Edelsteinen ihrer Ohrringhänge ein schwaches Sprühen. Lovis Kandler betrachtete sie scheu aus dem Augenwinkel. Er sah die schweren dunklen Schatten unter ihren Lidern, die tödliche Schwäche des geliebten Mundes. Und wieder krallte sich diese Angst in sein Herz. Ein Leben ohne Malintzin? Es war nicht zu denken. Ohne sie, die er von ihrem ersten Lebenstag an gekannt hatte. Seit jenem Tag, an dem er nach harter, unendlicher Wanderung, ihren Stamm gefunden hatte, diesen sagenhaften Wildenstamm, zu dem vor ihm noch kein Weissler gedrungen war ...

Tag seines ersten Triumphes! Oft noch im Traum, heute noch, hörte er zuweilen das dumpfe Dröhnen der Trommeln, das hohle Aufbrausen gewaltigen Männergesanges und das rhythmische Stampfen des Tanzes — sah er im Flammenschein eines ungeheuren Feuers den gespenstigen Reigen der farbbener, halbnackter, barbarisch geschmückter Gestalten. Und er fühlte wieder jenen magischen Rausch, der ihn damals ergriffen hatte, der ihn zwang, sich die Kleider vom Leibe zu reissen, die törichten Fetzen der Zivilisation, und sich dem brausenden, stampfenden Reigen anzuschliessen, mit dem der Stamm der Huichol-Indianer die Geburt seiner Nizakentochter feierte ... War es nur der Reflex seines Instinktes gewesen, der ihn vielleicht davor bewahrt hatte, bei dieser festlichen Gelegenheit den Göttern geopfert zu werden? Oder die symbolische Gebärde einer unbewussten Wandlung seines tiefinnersten Seins ...? Er wusste es



Gehäkelttes Bettjäckli!

Material: 440 g Wolle und etwas Seide zum Umhäkeln. 1 Häkli.

Arbeitsfolge: Die Arbeit wird am Hals begonnen. Es werden 24 Luftm. gehäkelt, diese werden zusammengenommen und dann arbeitet man im Kreis herum in jede M. 1 Stäbchen, 2 Touren. In der 3. Tour werden 1 Stbch. 1 L M., dann 2 Stbch. in 1 M. gestochen, so die ganze Tour, dann entstehen im ganzen Kreis 36 Stbch. So werden immer in der gleichen M. 2 Stbch. gestochen, dass bei der 4. Tour dann 2 Stbch. dazwischen sind. So weiter 12 Touren, bis 12 Stbch. entstehen. Dann wird die Arbeit zusammengenommen, dass ein halber Kreis entsteht und dann beginnt das Muster. Es werden immer 7 Stbch. in die gleiche Masche gestochen. Im 2. Stbch. wird das 1. Muster begonnen, es müssen 30 Muster entstehen. Die 2. Tour beginnt mit einem halben Muster, also nur 5 Stbch., dann weiter 7 Stbch. Es muss immer in das 4. Stbch. vom Muster gestochen werden (auch 30 Muster). Nach 4 Touren beginnt der Aermel. Die Arbeit wird eingeteilt wie folgt:

Für das Vorderteil 5 Muster, 6 für den Aermel, 8 für den ganzen Rücken. Es werden also in der 5. Tour 11 Muster gehäkelt, dann wird im 6. Muster vom Vorderteil die Arbeit zusammengenommen, dass man den Aermel rundherum arbeiten kann und unter dem Aermel arbeitet man noch 2 Muster dazu, so bekommt er 8 Muster. Er kann auf beliebige Länge gemacht werden. Wenn die Aermel fertig sind, wird die ganze Arbeit mit 24 Muster, wie oben angegeben, auf beliebige Länge fertiggemacht.

Der Abschluss wird mit Kunstseide umhäkelt. Dann wird eine Seidenkordel gedreht mit Pompons dran und beim Kraegen durchgezogen.

J. F.

nicht. Er wusste nur, dass in jener entscheidenden Stunde eine ganze Welt in ihm eingestürzt war, wie morsches Gebälk — alles was Lovis Kandler hiess. Und dass er, im wahrsten Sinne des Wortes mit Haut und Haaren ein Huichol geworden war: Kayoum, der „Helläugige“. Der Mann der Ferne ...

Kayoum ...! Niemand würde ihn mehr bei diesem

Namen rufen, wenn Malintza tot war. Niemand ihm mehr die alten Lieder singen, mit ihm die Sprache der Huichol sprechen. Eine Welt ging unter mit ihr, eine Welt an Erinnerungen, die nur sie mit ihm teilte, deren einzig lebende Verkörperung sie war ...

Mit einer fast heftigen Bewegung zog er sie an sich und nahm ihr Gesicht zwischen seine harten Hände.

„Du wirst nicht sterben, Malintzin. Ich gelobe es dir bei Kukukan und den alten Göttern!“ sagte er mit einer Stimme, in der eine dunkle und wilde Feierlichkeit schwang. „Ich kenne sie. Sie sind nicht unbestechlich — die Götter. Sie lassen mit sich handeln.“ Sein Mund verzerrte sich zu einem lautlosen Lachen. Der Blick der Indianerin haftete wie hypnotisiert in dem seinen. Ein Ausdruck kindlicher Furchtsamkeit erschien in ihrem Gesicht.

„Und — der weisse Gott?“ fragte sie flüsternd.

„Was meinst du?“

„Lässt er auch — mit sich handeln?“

Kandlers Züge verfinsterten sich. In feindseligem Schweigen starrte er auf das kleine Kreuz auf ihrer Brust, das unter ihren schwachen Atemstößen zitterte.

„Nimm das weg!“ befahl er barsch. „Seit wann trägst du das wieder? Ich will es nicht an dir sehen. Der Ur-Urenkelin des grossen Moctezuma ziemt dieser Schmuck nicht!“

Das Schloss des dünnen Kettchens sprang leise knackend unter seinem Daumendruck auf. Malintza zuckte erschrocken. Sie machte eine schwache Gebärde der Abwehr. Aber sie sagte nichts.

Kandler hatte das Kreuz schon in seine Rocktasche gleiten lassen. Er nahm von seinem Arbeitstisch eine schwere dreireihige Schnur aus kunstvoll geschliffenen uralten Jaden und befestigte an ihr die restaurierte Goldplakette mit dem Tlalocbild. Sein Gesicht glühte in einer tiefen, fremden Erregung, als er der Frau das seltene Schmuckstück umhängte.

„Erinnerst du dich?“ fragte er mit seltsam bewegter Stimme. „Wir fanden es in dem kleinen Tempel bei Zayi in dem unterirdischen Gang bei den Skeletten. Es muss einem der Totonaca-Könige gehört haben, die man dort begrub. Lass dich anschauen, Malintza.“

Er trat einen Schritt zurück und betrachtete sie mit bewundernden Blicken. Sah sie mit diesem königlichen Schmuck um den Hals nicht selbst wie eine Inkaprinze aus? Es war, als ob durch die Berührung mit ihrer Hand die alten verblassten Steine sich tiefer färbten, als spürte sie die magische Verwandtschaft mit der Trägerin.

„So muss ich dich morgen meinen Schülern zeigen“, rief der Gelehrte und lief eifrig gestikulierend auf und ab. „Du musst dazu den Schlangen-Kopputz mit den Türkissteinen und den Silberfächer aus Palenque. Hörst du?“

Malintza folgte ihm mit erschrockenen Augen. Sie fürchtete diese nächtlichen Sitzungen, wo sie, von Kandler aus dem tiefsten Schlaf geweckt, sich bis zur Erschöpfung anstrengte und umkleiden und vor einem Dutzend neugieriger Männer in ihren Kostüme vorführen musste — ein schöner Mann für prähistorischen Schmuck. Sie fürchtete sich schon vor dem Gedanken, sich zu kleiden.

„Kayoum —“ begann sie stockend, mit einem zaghaften Flehen in der Stimme. Aber er hörte sie gar nicht. Er saß an seinem Tisch und machte sich Notizen. Dann goss er eine durchsichtige blaue Schale irgendein Getränk, einen Duft von Zimmet und Magnolienblüten im Zimmer verbreitete, und kam damit zurück.

„Trinke, Malintzin, das vertreibt den Schlaf“, sagte er lächelnd und hielt ihr die Schale an die Lippen. Sie trank in kleinen abgesetzten Schlucken, wie ein gehorsames Kind. Sie kannte die leichtberauschende Wirkung dieses Getränks. Das Kandler nach einem alten Rezept selbst bereitetete, mit dem er sie wachzuhalten pflegte. An seine Schenkel gelehnt, fühlte sie, wie ihr Blut sich langsam erwärmte und eine schwebende Trunkenheit ihr die Zunge löste. Um sie herum, dass er sie bat, ihm zu erzählen. Sie erzählte von seinen Geschichten und Fabeln drängten sich ihr auf.

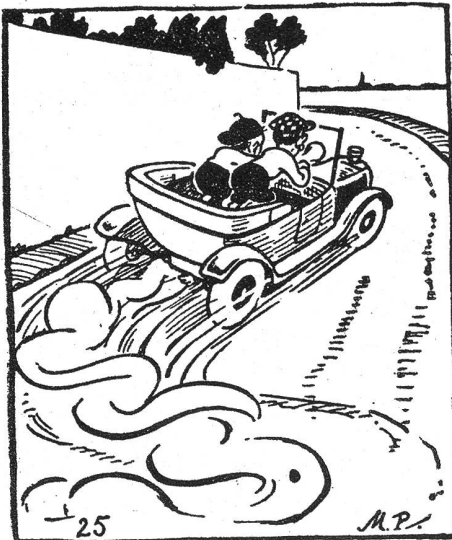
Sie erzählte vom Riesen Kabrakan, dem Gott des Unwetterwessens, der die Berge zerstört; vom Totenkopf des Juhünapu, der an seinem Kürbisbaum hängt, dem die Mädchen in die Hand spuckt und es schwanger macht. Vom laufenden Baum erzählte sie und dem Zauberer und vom „Nahual“, dem Geistertier, das sich in der Skulptur der Geburt dem Kind nähert und — Tiger, Leguan, Iguana oder Schlange im Leben wie im Tod sein Beschützer und sein zweites Ich ...

(Fortsetzung f.)

Folgen einer Radfahrt

von G. Th. Rotman

5. Fortsetzung



25. Zum Glück hatte Hans öfters einen ihm befreundeten Chauffeur im Wagen begleitet und ihm die Kunst des Fahrens abgesehen. Er ergriff also sofort das Steuerrad und los ging's!



26. Während das Auto so über den Weg hin- und herlavierte, sass Fräulein Kuni- gunde in ihrem Garten und las, indem sie tiefe Seufzer ausstieß, eine gefühlvolle Ballade.



27. Schmachkend schaute sie ins hinein. Ach, wenn nur so ein Ritter und sie liebte und heiratete! Ach, kann die Schmerzen einer armen, samen Seele ermessen!